

Zur Kenntnis der Dayak-Stämme am oberen Barito

Autor(en): **Barzal, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresberichte der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft in Zürich**

Band (Jahr): **3 (1901-1902)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-5105>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VIII.

Zur Kenntnis der Dayak-Stämme am obern Barito

von Franz Barzal.

Am Zusammenfluss des Barito mit dem Teweh, fast unter dem Aequator, liegt im Innern von Süd-Borneo das Fort Muarah-Teweh. Diese Festung, übrigens bloss ein Palissadenwerk von 40 m Länge und 30 m Breite, beherbergt eine kleine Garnison, die zur Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ruhe in den ausgedehnten Distrikten Dusson, Murung und Siang bestimmt ist und der ich während dreizehn Monaten ebenfalls angehörte. Während dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, teils in unmittelbarer Nähe, teils auf grösseren Expeditionen, die von Zeit zu Zeit behufs Schlichtung von Streitigkeiten unter den Eingebornen unternommen wurden, deren Sitten genauer zu beobachten.

In unmittelbarer Nachbarschaft von Muarah-Teweh liegen drei Dörfer, deren Bevölkerung, trotzdem sie einem und demselben Stamme angehört, grosse Unterschiede aufweist.

Die Bewohner des am linken Teweh-Ufer gelegenen Dorfes bestehen grösstenteils aus Händlern aus der Umgebung von Banderjassin, die sich hier zeitweilig oder dauernd niedergelassen haben und fast nur in Handelsgeschäften mit der Bevölkerung der zwei anderen Dörfer in Berührung kommen. Letztere wiederum haben, trotzdem sie ausschliesslich von Dayaks bewohnt sind, mit Ausnahme einiger gemeinsam begangenen Feste, mit einander fast gar keinen Verkehr. Während sich zu jener Zeit die Bevölkerung des am linken Barito-Ufer gelegenen Dorfes ruhig verhielt, war

die des andern, jenseits des Barito gelegenen Dorfes noch von viel wilderen Sitten und begegnete jedem Europäer, ja selbst den javanischen Soldaten der Garnison mit unverhohlenem Groll.

Kleidung. Die Kleidung der Dayak am obern Barito ist äusserst primitiv. Ein Gürtel von Baumrinde, *kandjot* genannt, ein Kopftuch, das turbanartig um den Kopf geschlungen wird, bilden die ganze Toilette der Männer. Die meisten von ihnen, wie übrigens auch die Frauen, tragen hölzerne, scheibenförmige Ohrpföcke von der Grösse eines Fünffrankenstückes. Je länger das Ohrläppchen dadurch wird, desto schöner erscheint dies dem Dayak. Auch ist die Tätowierung des Oberkörpers, der Beine und Arme gebräuchlich, durch die sich namentlich die Bewohner der Distrikte Murung und Siang auszeichnen. Ein besonders wichtiges, zu vielen Zwecken dienliches Ausstattungsstück der Männer bildet ein schwertförmiges Haumesser, *mandau* genannt.

Die Frauen bekleiden sich mit dem *sarong*, der selten über die Kniee reicht und einer sehr eng anschliessenden *kabaja* (Leibchen), beides aus blauem Kattun. Die Oberarme schmücken gewöhnlich zehn bis zwölf Messingringe. Der Ohrpföcke wurde bereits gedacht.

Die Kinder gehen bis zum zwölften Jahre nackt und tragen als Schmuck um die Arm- und Fussgelenke silberne, mit kleinen Schellen versehene Spangen, Kinder reicherer Leute auch wohl noch ein Halsband, meist aus aufgereihten Thalerstücken bestehend.

Wohnung. Das Haus der Dayaks ist ein Pfahlbau, der sich etwa 3 m über den Boden erhebt und zu dem ausser Bambus und Nipagras kein anderes Material verwendet wird. Eine besondere Schlafkammer, Küche etc. kennt der Dayak nicht, den einzigen Wohnraum teilt er mit einigen Hühnern und schakalähnlichen Hunden, während der Raum unter der Hütte, in dem sich aller Unrat ansammelt, den Schweinen zum Aufenthalt dient. In der einen Ecke des Wohnraumes ist ein grosser, bunter Kattunvorhang gespannt, hinter dem eine lange Bambusbank, einige den Boden

bedeckende Matten, sowie ein paar Töpfe sich befinden, während der in keiner Dayakhütte fehlende Reisblock das Inventar vervollständigt. Den Fussboden bilden lange, schmale Bambuslatten, die so gelegt sind, dass dazwischen schmale Zwischenräume übrig bleiben, durch welche der Unrat in den Raum unter der Hütte hinabfällt, so dass eine besondere Reinigung derselben überflüssig wird. Die Häuptlinge und besser bemittelte Leute wohnen meist in grössern Häusern, die auch mehrere Räume enthalten. Das Hausinventar ist aber durchaus nicht reichhaltiger, höchstens weist die Ruhebank einige Rollkissen auf, auch sind die vorhandenen Töpfe von besserer Arbeit.

Ackerbau. Obwohl der Ackerbau in den Distrikten Dussun, Murung und Siang nur von geringer Bedeutung ist, so sind die Bewohner doch bestrebt, wenigstens für den eigenen Bedarf den Boden für die Reiskultur nutzbar zu machen. Will ein Dayak ein Reisfeld anlegen, so wählt er dazu einen Platz im Urwalde, gewöhnlich den Abhang eines Hügels. Bäume und Strauchwerk werden umgehauen und, nachdem sie während einiger Tage der starken Sonnenhitze ausgesetzt blieben, in Brand gesteckt. Ein solcher Waldbrand dauert mehrere Tage und bietet, besonders abends, einen eigenartigen Anblick. Ist das Holz vollständig verbrannt, so wartet der Dayak den ersten Regen ab, um alsdann den Boden mit dem *mandau* (Hackmesser) etwas umzuwühlen und darüber den Reis auszustreuen. Durch diese primitive Art der Bodenbestellung ist der Ertrag stark vom Gange der Niederschläge abhängig. Wenn nach der Aussaat wenig oder gar kein Regen fällt, so werden die Ernteaussichten sehr unsicher und Knollenfrüchte, wie *obi*, *ketella*, vor allem aber Mais, der von den Dayaks sehr viel gepflanzt wird, müssen alsdann Ersatz bieten, während die gesamte männliche Bevölkerung in die Wälder hinauszieht, um in den häufig vorkommenden Sagopalmen eine weitere Nahrungsquelle zu gewinnen und dadurch den Ausfall der Reisernte zu decken.

Der *ladang*, d. h. das Reisfeld ist der Lieblingsaufenthalt des Dayak; hier besitzt er gewöhnlich eine kleine, selbsterbaute Hütte mit einem kleinen Garten, in dem er Mais, einige Bananen- und Mangabäume, sowie etwas Gemüse pflanzt. Wenn der *ladang* nicht weit von seinem Wohnorte entfernt ist, so begiebt er sich schon am frühen Morgen mit Frau und Kind nebst einigen Hunden dorthin, und kehrt erst spät abends in seine Behausung zurück. Ist die Entfernung dagegen grösser, so zieht er auf vier bis fünf Wochen auf seinen *ladang* hinaus und schliesst inzwischen seine Wohnung, indem er die Stufenleiter zu derselben wegnimmt.

Religiöse Vorstellungen, Feste, Totenbräuche. Obwohl die meisten Dayaks behaupten, Muhammedaner zu sein und obwohl jedes Dorf eine «*missigit*» und einen «*hadji*» besitzt, so dürfte Muhammed, wenn er zufällig unter seinen Bekennern erschiene, mit ihrer Art, die muhammedanischen Feste zu feiern, schwerlich einverstanden sein.

Hier ein Beispiel: Das Ende des *puassa* (muhammedanische Fasten) war erreicht und um das damit verbundene Fest würdig zu feiern, hatte man einen der vielen, in halbwildem Zustande weidenden Büffelochsen eingefangen. Auf dem freien Platze zunächst dem Dorfe war ein schwerer Pfahl aus Eisenholz, dessen Spitze mit einer abscheulichen Menschenfratze geziert war, fest in den Boden eingerammt worden. Mittels eines stark ineinander gedrehten Bindrohrstrickes wurde nun der mit Bändern und Laubwerk geschmückte Büffel an den Pfahl so festgebunden, dass er sich immerhin in einem Umkreise von 8 m noch frei bewegen konnte. Tanzend und johlend kommen nun die angeblichen Muhammedaner herbei und stellen sich in einem Kreise, etwas grösser als der Spielraum des Büffels, auf. Jetzt beginnt ein grausames Spiel und zwar damit, dass der dem Büffel zunächst stehende Dayak diesem mit einem spitzen Messer einen Stich oder Schnitt beibringt, eine Operation, die «*tusuk*» genannt wird. Der durch den Schmerz wütend

gewordene Büffel beginnt in tollem Galopp den Pfahl zu umkreisen und sucht sich von dem um seine Hörner gewundenen Stricke frei zu machen, wobei er den Umstehenden häufig genug Gelegenheit bietet, ihm neue *tusuk*-Wunden beizubringen. Nach etwa einer Stunde fällt der Büffel, durch den Blutverlust erschöpft, nieder und wird nun geschlachtet, verteilt und gebraten. Die Frauen haben unterdessen grosse Schüsseln voll Reis, gebackenen Bananen und anderen dayak'schen Leckereien bereit gestellt und jetzt beginnt die eigentliche Festfreude, die unter johlendem Geschrei und übermässigem Genuss von *tuak*, d. h. eines aus Reis und Honig zubereiteten berausenden Getränkes allmählich in ein wahres Bacchanal ausartet.

Die berüchtigte Sitte des Kopfabnehmens ist infolge der unmittelbaren Nähe eines Militärpostens im Gebiete des Teweh selten geworden. Damit ist aber keineswegs gesagt, dass die dortigen Eingebornen sich nicht dennoch zu helfen wissen, wenn sie, etwa anlässlich eines Todesfalles, Menschenköpfe bedürfen.

Die Dayaks glauben an eine Seelenwanderung oder an ein Fortleben der Seele nach dem Tode. Daraus resultiert die weitere Vorstellung, dass die Seelen derjenigen, die zu Ehren eines Verstorbenen ihrer Köpfe beraubt werden, diesem als *panekawan* (Diener) ins Jenseits folgen. Da nach der Ansicht der Dayaks reiche und vornehme Leute sich im Jenseits noch weniger allein behelfen können, als ärmere, so müssen sie auch eine grössere Dienerschaft haben und es erfordert daher der Todesfall eines reichen Mannes auch eine grössere Kop fzahl. Die nächsten Verwandten, Freunde und Bekannten lehnen es selbstverständlich ab, ihre Köpfe zu diesem Zwecke herzugeben, während andererseits die Kop fjägerei von der holländischen Regierung verboten ist. Um indessen der Sitte genügen zu können, ohne mit dem Gesetz in allzuschroffe Kollision zu kommen, hilft man sich in der Weise, dass man von einem Nachbarn, der Ueberfluss an *orang budak* besitzt, einen solchen, resp. dessen Kopf kauft.

Orang budak sind Leute, die nach dayak'scher Sitte schuldenhalber als völliges Eigentum ihrem Gläubiger verfallen sind und erst wieder frei werden, wenn sie die Schuld durch ihre Arbeit getilgt haben. Dies geschieht jedoch sehr selten, da der Gläubiger zum Lebensunterhalt seines Schuldklaven und dessen Familie stets neue Vorschüsse machen muss, die das Schuldverhältnis gewöhnlich zu einem dauernden machen.

Wenn man aber den Preis für einen *orang budak*, der etwa 150 bis 200 Gulden beträgt, nicht bezahlen kann oder will, so begeben sich einige der nächsten Verwandten des Toten in eine etwas entferntere Gegend und legen sich in der Nähe frisch angelegter Reisfelder auf die Lauer. Wehe dann dem Armen, sei es Mann, Weib oder Kind, der sich von seinen Angehörigen entfernt; er wird meuchlings überfallen und des Kopfes beraubt, worauf die Mörder mit ihrer Beute eilends sich flüchten. Nachdem dann die Verwandten mit der nötigen Anzahl von Köpfen zurückgekehrt sind, wird mit der Totenfeier begonnen. Ueber der Leiche, die während dieser Zeit in einem hölzernen schweren Sarge aufgebahrt und von den Leidtragenden bewacht wurde, werden nun die erbeuteten Köpfe aufgehängt. Während zwei oder drei Tagen thun dann alle Verwandten und Freunde des Verstorbenen ihr Beileid kund, indem sie Tag und Nacht am Sarge den Trauergesang: «*ja-hah! ja-hah! ja-illahi-illaha*» brüllen und ihn mit Schlägen auf einem schweren Gong begleiten, wobei reichlich dem *tuak* zugesprochen wird. Erst am vierten Tag findet die Beisetzung der Leiche statt, indem je nach der Gegend der Sarg entweder begraben oder auf vier Pfählen aufgestellt wird.

Eine Hauptrolle spielen bei den Totenfesten, ebenso wie bei Hochzeiten, Taufen und andern Festlichkeiten die *bliangs*. Es sind dies Männer und Frauen, deren Aufgabe es ist, durch Gesang und Tanz die Festfreude zu erhöhen. Trotzdem die *bliangs*, sowohl Frauen als Männer, in sittlicher Hinsicht sehr tief stehen, geniessen

sie bei ihren Stammesgenossen dennoch ein gewisses Ansehen und von jedem Festmahl werden ihnen die besten Bissen zu teil.

Heilkunde. Die *bliangs* spielen aber nicht nur bei Festlichkeiten die wichtigste Rolle, sondern werden auch bei Krankheitsfällen aller Art als Teufelsbanner und Geisterbeschwörer zugezogen, da die Dayaks, wie andere Naturvölker, jede Krankheit und jeden Unfall dem Einflusse böser Geister zuschreiben.

Bei leichtern Krankheiten legt der behandelnde *bliang* eine aus Holz geschnitzte Puppe unter das Kopfkissen oder in die unmittelbare Nähe des Kranken und spricht dabei seine Beschwörungsformeln. Die Puppe bleibt zwei bis drei Tage liegen und der Kranke wird wieder gesund, indem nach dayak'scher Vorstellung die Krankheit in die Puppe übergeht.

Bei schwereren Krankheiten ist aber die Puppe nicht im stande, die Krankheit in sich aufzunehmen und es kommen dann radikalere Mittel zur Anwendung. Alle in der Umgebung weilenden *bliangs* versammeln sich mit ihren Gerätschaften, wie Gongs, Trommeln und Gamelans, in der Wohnung des Kranken. Nachdem die üblichen Beschwörungsformeln hergesagt sind, wird nun zur Vertreibung der bösen Geister mit den mitgebrachten Instrumenten ein wahrer Höllenlärm produziert, dem die entsprechende Heilwirkung von der Volksmeinung zugeschrieben wird.

Der Glaube an die Unfehlbarkeit der *bliangs* ist übrigens bei den Dayaks nicht unerschütterlich, denn oft genug sah ich Männer und Frauen von unserm Arzte etwas *obat demom*, d. h. Fieberarznei — Chinin — verlangen, das einzige Mittel, in welches sie bei den häufig auftretenden Fieberepidemien einiges Vertrauen setzten.

Heirat. Der eigentlichen Eheschliessung geht vielfach ein besonderer Brauch voraus. Wenn ein junger Mann sich zu der Annahme berechtigt glaubt, dass seine Anfrage beim Gegenstand seiner Wahl willkommen sei, so begiebt er sich zu ihrem Hause und ruft sie bei ihrem Namen. Wenn sie ihm geneigt ist, so kommt sie

allein heraus und lässt sich von ihm nach irgend einer unbewohnten Hütte führen, wo beide in allen Ehren die Nacht zubringen. Kommt später die Ehe zu stande, so darf das junge Paar in keinem Falle die ersten drei Nächte allein und beisammen zubringen, sondern der junge Mann bleibt bei den Hochzeitsgästen, während seine Frau bei ihrer Mutter oder einer andern weiblichen Verwandten sich aufhält. Doch erscheint der junge Gatte während dieser Zeit öfter bei seiner Frau, um mit ihr Sirih zu kauen und sie so an seine Gegenwart zu gewöhnen.

Sehr oft geht bei den Dayak-Stämmen im Stromgebiet des Barito auch die Entführung der Braut der Eheschliessung voraus. Wenn der junge Mann zwar die Zustimmung seiner Eltern zur beabsichtigten Ehe erlangt hat, aber befürchtet, dass die Angehörigen seiner Auserwählten ihn abweisen könnten, so entführt er sie während der Nacht und bringt sie in seine Wohnung, worauf er mit ihren Eltern über den Brautschatz in Unterhandlung tritt. Die Eltern des Mädchens begeben sich alsdann nach der Wohnung des Bewerbers, um dort den Brautschatz zu empfangen und die Hochzeit zu feiern.

Ich wohnte einst einer dayak'schen Hochzeitsfeier, an welcher auch *bliangs* mitwirkten, bei. Inmitten eines grossen Wohnraumes, der mit Kattun und Blätterguirlanden reich behängt war, lagen auf dem Boden einige Matten ausgebreitet, auf denen die *bliangs* ihre Pantomime aufführten. Vier derselben, in enganliegenden Hosen, nacktem Oberkörper, mit Ringen an Händen und Füßen, einer Maske vor dem Gesicht und einer Tierfellmütze auf dem Kopfe, tanzten oder liefen vielmehr brüllend durcheinander, unter dem ohrbetäubenden Getöse eines Gamelans, zweier Gongs und einiger mit Ziegenfell überzogenen Trommeln, wozu zum Ueberfluss noch ein Dayak mit zwei kleinen Stöcken auf einer umgekehrten Cognac-Kiste den Takt schlug. Die Familien des Brautpaares und die Gäste sassen mit gekreuzten Beinen und mit der ernstesten Miene von

der Welt an den Wänden des Gemaches herum, um der Pantomime zu lauschen. Frauen waren dabei nicht anwesend, sie waren aber, so viel ich bemerken konnte, in einem Nebenraum mit den Vorbereitungen zum Festmahle beschäftigt.

Die ungewöhnliche Hitze, der unangenehme Geruch und die lärmende Musik liessen mich jedoch nur kurze Zeit unter den Festgästen verweilen. Bis zum Schlusse des Festes auszuharren, wäre überdies unmöglich gewesen, denn die ganze Nacht über und den folgenden Tag ertönte ununterbrochen das seltsame Konzert. Dass bei dieser Gelegenheit auch der *tuak* nicht gespart wurde, konnte ich an den in ihren Kähnen heimkehrenden Hochzeitsgästen konstatieren.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, dass sich die Dayaks am Barito mit staunenswerter Schnelligkeit in ihren *djukuns*, d. h. Booten aus ausgehöhlten Baumstämmen, zu bewegen wissen. Unzählige Male war ich Zeuge, wie drei oder vier Dayaks, jeder mit einem Ruder versehen, mitunter eine Stunde lang unserem Dampfboot zu folgen vermochten, um dann plötzlich in einem der vielen Seitenarme des Barito zu verschwinden. Auch für die Kinder war es ein Hauptvergnügen, in ihren gebrechlichen Booten sich auf den vom Dampfer verursachten Wellen zu schaukeln. Wenn sie dabei auch regelmässig umschlugen, so ertranken sie doch nicht, da bei den Uferbewohnern des Barito vom Kinde, das eben laufen gelernt hat, bis zum Erwachsenen alle, Männer und Frauen, schwimmen können und das Wasser ihnen das unentbehrlichste Element zu sein scheint.

Allgemeines. Die Dayaks am obern Barito sind Leute von kräftigem, schlankem und wohlgestaltetem Körperbau. Ihre Gesichtsfarbe ist heller, als die der Malaien und mit Recht gelten die dayak'schen Frauen als die schönsten unter den Eingebornen des indischen Archipels.

Entsprechend den bescheidenen Lebensbedürfnissen der Dayaks ist auch ihre Kulturstufe eine primitive und ich habe im Gebiet des

obern Barito Stämme gesehen, die man als *orang-ott* bezeichnet und die in fast tierischem Zustand leben, keine Wohnungen bauen, sondern in den geräumigen hohlen Stämmen der Gummibäume die Nacht zubringen. Diese *orang-ott* gewinnen ihren Lebensunterhalt dadurch, dass sie die Produkte des Waldes, wie Damarharz, Guttapertja und Pinangnüsse sammeln und gegen Reis, Salz und Tabak an die Händler vertauschen.

Was endlich den in vielen Reiseberichten erwähnten verrätherischen und arglistigen Charakter der Dayaks anbetrifft, so sei bemerkt, dass der grösste Teil der von ihnen verübten Greuelthaten auf den Einfluss ihrer Häuptlinge oder der fanatischen Priester zurückzuführen ist. Diese sind meist Malaien, eifrige Bekenner des Islam und geschworene Feinde ihrer Wohlthäterin, der niederländischen Regierung, gegen die sie bei jeder Gelegenheit die Dayaks aufzuwiegeln suchen.

